Nr. 270 Zweites Blatt 166. Jahrgang Donnerstag, 16. November 1916

Erscheint täglich mit Ausnahme des Sonntags.

Beilagen: „Gießener Familienblätter" und „Kreisblatt für den Kreis Gießen".

Postscheckkonto: Frankfurt am Main Nr. 11686.
Bankverkehr: Gewerbebank Gießen.

Gießener Anzeiger

General-Anzeiger für Oberhessen

Zwillingsrunddruck und Verlag:
Brühl'sche Universitäts-Buch- u. Steindruckerei.
R. Lange, Gießen.

Schriftleitung, Geschäftsstelle und Druckerei:
Schulstraße 7. Geschäftsstelle u. Verlag: 51.
Schriftleitung: 112.
Anschrift für Drahtnachrichten: Anzeiger Gießen.

Volkszählung.

Am Freitag, dem 1. Dezember dieses Jahres, mitten im Kriege, findet in Deutschland eine Volkszählung statt. Sie ist bedeutungsvoller als die sonstigen Volkszählungen, die bisher in den letzten Jahrzehnten alle fünf Jahre vollzogen wurden. Denn diese neue Zählung soll dem Kriegsernährungsamte für seine Ernährungspläne feste statistische Unterlagen geben. Gezählt werden alle in der Nacht vom 30. November auf den 1. Dezember ortsanwesenden Personen, und zwar wird, wie üblich, gefragt nach dem Namen, Alter, Geschlecht, Beruf, nach der Staatsangehörigkeit, nach der Religion, nach dem Wohnort, nach gewissen körperlichen Mängeln usw. Alle vor dem 1. Dezember 1899 geborenen männlichen Personen haben auch über ihr Militärverhältnis Auskunft zu geben. Berichtet muß auch werden über Militärpensionen und Militärrenten. Ueber alle diese Angaben wird Stillschweigen gewahrt. Die Zähler, die wieder die Zählung, die auf Zählkarten erfolgt, vorzunehmen haben, sind zur Amtsverschwiegenheit verpflichtet. Wie groß die Zahl der Zähler ist, die ehrenamtlich ihres Amtes walten, geht daraus hervor, daß allein in Berlin etwa 5000 in Bewegung gesetzt werden. Da viel Lehrer und Schüler höherer Lehranstalten darunter sind, wird der Schulunterricht an diesem Tage ausfallen.

Solche Volkszählungen sind keine Errungenschaft der neuen Zeit, wenn sie auch erst in den letzten Jahrzehnten immer mehr ausgebaut und damit volkswirtschaftlichen und sozialen Zwecken dienstbar gemacht worden sind. An sich sind Volkszählungen schon aus dem grauen Altertum bekannt. Die Chinesen zählten schon ihre Leute, auch die Aegypter und die Juden. In Rom und Griechenland stellte man Bürgerlisten auf, und vom Kaiser Augustus berichten ja die Evangelien, daß er ein Gebot ausgehen ließ, „daß alle Welt geschätzet würde" und, so wird hinzugefügt: „Die Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war." — Damals mußten, wie wir weiter aus der biblischen Geschichte erfahren, alle Einwohner sich an den Ort ihrer Geburt begeben, um sich dort zählen zu lassen. Eine etwas umständliche Methode, die infolgedessen Wochen und Monate in Anspruch nahm. Später im Mittelalter ging man auch in Deutschland zu Volkszählungen über, die sich aber nur auf einige aufstrebende Städte, nicht aufs ganze Reich erstreckten. So wird uns von einer Volkszählung in Nürnberg im Jahre 1449 berichtet, von einer solchen in Straßburg im Jahre 1475 und so fort. Erst im achtzehnten Jahrhundert kam man zur ersten allgemeinen Volkszählung.

In Preußen und Hessen wurde das Volk gezählt, auch in Sachsen und Thüringen. Auch von einer schwedischen Volkszählung weiß die Chronik zu erzählen. Aber die Angaben dieser Zählungen waren noch sehr ungenau und oft nur Schätzungen.

Erst im 19. Jahrhundert kamen technisch vollkommene Volkszählungen zustande. Im deutschen Zollverein zählte man seit 1834, und zwar alle drei Jahre am 3. Dezember. Man suchte absichtlich diesen Dezembertag als Stichtag aus, weil diese Zeit als stille Jahreszeit gilt, in der die meisten Einwohner an ihrem Wohnort bleiben. Diesem Brauche, an einem der ersten Dezembertage zu zählen, ist man treu geblieben.

Während in Deutschland und auch in Frankreich alle fünf Jahre gezählt wird, lassen sich andere Staaten mehr Zeit. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika kommen zum Beispiel nur alle zehn Jahre dazu. In Italien hat man seit fast vierzig Jahren keine Zählung vorgenommen. Aehnlich liegen die Dinge in Rußland.

Von besonderem Wert war die letzte deutsche Volkszählung vom Jahre 1910. Sie förderte eine Fülle von wertvollem statistischen Material zutage. Belief sich die Bevölkerung Deutschlands im Jahre 1905 noch auf 60 314 000 Personen, so war sie fünf Jahre später schon auf 64 925 993 Personen gestiegen.

Neben diesen großen Volkszählungen wird der Bevölkerungsstand natürlich dauernd kontrolliert. Manche großen Städte, zum Beispiel Berlin, zählen ihre Bevölkerung allmonatlich nach ihren Meldelisten. So wurde im Jahre 1914 für Deutschland ein ungefährer Bevölkerungsstand von 67 812 000 Personen festgestellt.

Die Aufrechnung der Ergebnisse der einzelnen Bundesstaaten nahm sonst immer einen ziemlich langen Zeitraum in Anspruch. Meist wurde erst im Februar des darauffolgenden Jahres der Ausgang der Dezemberzählung endgültig bekanntgegeben. Da man auf gewisse Zählergebnisse aber diesmal wartet, wird die Abrechnung sicherlich erheblich beschleunigt werden, so daß noch Ende Dezember die ersten großen Zahlen herauskommen werden. Neben der Volkszählung geht noch, das sei ergänzend bemerkt, am gleichen Tage eine Kleinviehzählung, bei der die Haustiere gezählt werden.

Grey über die britischen schwarzen Listen.

London, 15. Nov. (WTB.) Meldung des Reuterschen Bureaus. In Beantwortung der amerikanischen Note über die sogenannten britischen schwarzen Listen als eine willkürliche Einmischung in den Handel der neutralen Staaten wiederholte Grey, daß das Handelsverbot mit gewissen Personen in fremden Staaten nur ein Akt der Landesgesetzgebung sei und sich lediglich auf Personen in Großbritannien erstrecke. Grey erklärte, die britische Regierung beabsichtige weder, noch beanspruche sie die Rechte, neutralen Einzelpersonen irgendwelche Behinderungen oder Strafen aufzuerlegen. Die Maßnahme zwinge nur die, welche großbritannische Untertanen seien, Handelsbeziehungen mit den Personen, welche den Feind unterstützen, aufzugeben. Das Recht Großbritanniens als souveräner Staat, solche gesetzlichen Maßnahmen zu treffen, sei so zweifellos, daß er sicher sei, daß der dagegen eingelegte Protest auf einer mißverständlichen Auffassung des mit dieser Maßregel bezweckten Zieles beruhe. Gegen die amerikanischen Beschränkungen, daß dieses System von Handelsverboten möglicherweise ungerechtfertigte Ausdehnung erfahre, weist Grey darauf hin, daß der Vorteil des Handels zwischen den britischen Untertanen und Ausländern auf Gegenseitigkeit beruhe und daß das Handelsverbot mit Angehörigen eines fremden Staates für die britischen Untertanen notwendigerweise eine Einschränkung des britischen Handels nach sich ziehe und die Regierung daran hindere, auf die schwarze Liste irgend eine Firma zu setzen, die neutralen Handel betreibt, der bona fide sei. Es scheine in den Vereinigten Staaten und anderswo Leute zu geben, die man unmöglich überzeugen könne, daß die von England ergriffenen Maßnahmen solche gegen den Feind seien und nicht bezweckten, den englischen Handel auf Kosten desjenigen der neutralen Länder zu fördern. Er könne nur wiederholen, was er eingangs wiederholt auseinandergesetzt habe, daß die Regierung Seiner Majestät kein so unwürdiges Ziel im Auge gehabt habe, England habe in Wirklichkeit bei allen Schritten, die es ergriffen habe, um britische Untertanen von dem Handel mit diesen angeführten Firmen abzuhalten, die größtmöglichste Sorge getragen, um so weit als möglich eine Schädigung des neutralen Handels sowohl in englischem wie im Interesse der Neutralen zu verhüten.

An einer anderen Stelle sagt Grey: Lassen Sie mich wiederholen, daß die Regierung Seiner Majestät keinen Anspruch erhebt, den Bürgern der Vereinigten Staaten oder den anderen neutralen Staaten vorschreiben zu wollen, mit welchen Personen sie Handel treiben dürfen oder nicht. Sie muß dagegen an ihrem Recht festhalten, daß es in der gegenwärtigen schwierigen Zeit sogar ihre Pflicht gegenüber der Bevölkerung des eigenen Landes wie der Alliierten ist, die britische Forderung denen vorzuenthalten, die ihren Handel zugunsten unserer Feinde führen. Wenn der Wert der britischen Forderung für diese Firmen so groß ist, daß sie lieber den Handel mit unseren Feinden aufgeben, als daß sie Gefahr laufen, dieser Forderungen beraubt zu werden, dann kann die Regierung Seiner Majestät nicht zugeben, daß ihre Ausnahme von Bürgschaften dafür Willkür ist oder unvereinbar mit dem internationalen Recht oder dem guten Einvernehmen zwischen den Völkern.

Grey bespricht sodann den in manchen Kreisen herrschenden Gedanken, daß die militärische Lage derart sei, daß es für die Regierung unnötig sei, irgendwelche Schritte zu unternehmen, die den Austauschverkehr im geringsten behindern könnten, da das Ende des Krieges in Sicht sei und nichts, was sich in fernen neutralen Ländern ereigne, den endgültigen Ausgang berühren könne. Hierzu sagt Grey: Wir möchten wohl wünschen, daß die Lage so wäre, aber sie ist nicht so. Obwohl sich die militärische Lage der Alliierten bedeutend gebessert hat, steht ihnen doch noch ein langer harter Kampf bevor, der zur Anwendung jedes rechtmäßigen Mittels, um den Gegner zu überwinden, nötigt. Was auch für Unbequemlichkeiten den neutralen Nationen durch die Ausübung der Rechte der Kriegführenden erwächsen, ist dies nichts zu vergleichen zum Beispiel mit den Leiden und Verlusten, die der Menschheit durch die Verlängerung des Krieges auch nur um eine Woche verursacht werden. Grey bespricht dann das englische Verfahren, Schiffen, die Waren für die auf der Schwarzen Liste stehenden Firmen führen, Bunkerkohlen zu verweigern und sagt: Was für ein rechtlicher Einwand kann gegen diese Haltung erhoben werden? Es ist englische Kohle, warum sollte sie zum Transport von Gütern derer benutzt werden, die unseren Feinden aktive Hilfe leisten? Man muß auch daran erinnern, daß die deutsche Regierung durch den U-Bootkrieg versucht hat, die Welt-Tonnage zu verringern. Sie haben in unrechtmäßiger Weise ohne Warnung Hunderte friedfertiger Frachtschiffe versenkt, nicht nur solche, die den Alliierten gehören, sondern auch solche der Neutralen, norwegische, dänische, schwedische, holländische, spanische und griechische Schiffe, alle sind versenkt worden. Zwischen dem 1. Juni und 30. September 1916 sind 262 Schiffe durch feindliche Unterseeboote versenkt worden. 73 davon waren englische Schiffe, 123 gehörten den Alliierten, 66 waren neutral. In dieser Zahl sind 10 englische Schiffe einbegriffen, die ohne Warnung versenkt worden sind, wobei 81 Menschenleben verloren gingen, 2 Schiffe der Verbündeten, von denen eines zwei Leben verloren gingen, während über eine andere Versenkung keine Nachrichten zu erhalten waren, drei Schiffe der Neutralen, wobei ein Menschenleben verloren ging. Selbst diese Liste ist unvollständig. Wahrscheinlich sind noch weitere Schiffe ohne Warnung versenkt worden und noch mehr als die aufgezählten Menschenleben verloren gegangen. Hinzugefügt sei noch, daß da, wo die an Bord Befindlichen mit dem Leben davonkamen, dies in der Regel nur dadurch geschehen ist, daß sie sich in offene Boote begaben. Selbst Schiffe, die Ladung im Auftrage der belgischen Unterstützungskommission führten, wurden wiederholt versenkt. Trotz der besonderen Erleichterungen, die den für die Kommission tätigen Schiffen in der Kohlenversorgung gewährt werden, ist diese Gesellschaft doch ständig nicht in der Lage, Nahrungsmittel nach Belgien einzuführen, die zur Erhaltung des Lebens der Bevölkerung durchaus nötig sind. Es kann daher nicht wundernehmen, daß die britische Regierung ängstlich bemüht ist, die Versorgung mit englischer Kohle so zu beschränken, daß, soweit dies möglich ist, nur Schiffe Kohlen erhalten, die wirklich im Handel für die Alliierten oder die Neutralen beschäftigt sind?

Grey nimmt auf die Besorgnis der Neutralen Bezug, daß die tatsächliche Aufsicht über die Transportmittel, die so in der Hand einer Nation ist, zur Störung des Welthandels und zu selbstsüchtigen Interessen dieser Nation benützt werden könnte, und sagt, die Königliche Regierung ergreift diese Gelegenheit, um zu erklären, daß sie sich der Verpflichtungen derer wohl bewußt ist, die die Seegewalt haben, ebenso der überlieferten Politik des britischen Reiches, von dem eine solche Seemacht als Vertrauensamt betrachtet und im Interesse der Freiheit benutzt worden ist. Es bedarf bei ihr keinerlei Vorstellungen, um solche Erwägungen in das Gedächtnis zurückzurufen, aber sie kann nicht zugeben, daß in den Umständen, wie sie zurzeit bestehen, der gegenwärtige Gebrauch ihrer Kohlenvorräte im Widerspruch stehe zu ihren Verpflichtungen oder freiwilligen Erklärungen. Schließlich spricht Grey die Zuversicht aus, daß die gegebenen Aufklärungen die Verdächtigungen zerstreuen und beseitigen und irrige Ansichten berichtigen würden, die in den Vereinigten Staaten über die Frage in Umlauf seien.

Die Mimik der Tiere.

Daß auch bei den Tieren viele Empfindungen ihren körperlichen Ausdruck finden, weiß jeder, der einmal in einer Tiersammlung die Affen beobachtet hat, sehr gut, auch wenn er Darwins klassisches Buch über den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren nicht gelesen hat. Allein leicht fällt der ungeschulte Beobachter in den Fehler, nicht auszulegen, seinen Eindruck mit dem Ausdrucke des Tieres zu vermengen oder gar den bloßen körperlichen Bau eines Tieres zu deuten und von böse, ekelhaft oder dergleichen zu reden. Einen ausgezeichneten Ueberblick über die Mimik der Tiere bietet das hübsche Büchlein „Das Tier und wir", das Professor Bastian Schmid für die „Sammlung der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft" (Verlag von Th. Thomas in Leipzig) verfaßt und zu dem C. O. Petersen ungemein anschauliche Bilder beigesteuert hat. Aus der reichen Fülle seiner Beobachtungen seien im Folgenden einige besonders schlagende Beispiele herausgegriffen. Zorn äußert sich bei einigen Tieren, z. B. beim Chamäleon und manchen Schlangen durch Aufblähen; dies entspricht dem Sträuben des Gefieders bei den Vögeln und dem der Haare bei den Säugetieren. Den Säugetieren ermöglicht ihr Körperbau wegen der Beweglichkeit vieler Teile des Gesichts und des weichen Haarkleides eine größere Ausdrucksfähigkeit, als den Vögeln mit ihrem starren Federkleid und dem zum Ausdruck einer Empfindung unfähigen Schnabel. Nicht nur, daß dem Vogel die Zähne fehlen und der Mund nur die eine Bewegung des Auf- und Zumachens kennt, der zahnbewehrte Mund des Säugetiers kann stechen, grinsen oder die Zunge freundlich leckend ausstrecken, es ist vielfach imstande, Grimassen zu schneiden, die Stirne zu runzeln, mit dem Auge Schmerz und Freude auszudrücken und durch Bewegung der Ohren verschiedenen Gemütszuständen Ausdruck zu verleihen. Dazu kommt noch die Beweglichkeit des Schwanzes und bei verschiedenen Säugetieren die größere oder geringere Krümmbarkeit der Wirbelsäule. Bei manchen Wiederkäuern wird Interesse und besonders das Einstellen der Aufmerksamkeit auf einen Punkt, von dem Gefahr droht, durch Erheben oder Strecken des Kopfes, Hochstellen oder Vorlegen der beweglichen Ohren, Wittern und entsprechendes Einstellen der Augen ausgedrückt, wie man das namentlich an Ziegen beobachten kann. Unmut, Zorn und Wut bringen Genüsse, gewisse Schaafrassen, vor allem aber Bullen durch Stampfen, dieses außerdem durch Senken des Kopfes, Aufblähen der Nasenlöcher, Brüllen und heftiges Schlagen des Schweifes zum Ausdruck. Das preisgewerklich gewordene „Rehpinsel" wird in seiner Ausdrucksfähigkeit gewöhnlich überschätzt. Es verändert sich nur wenig, nur bei Krankheit und Schmerz stark, doch nicht in höherem Grade, als etwa beim Hunde. Daß auch manche Wiederkäuer, so vorwiegend die Kühe, richtig mit dem Schwanze wedeln, wie der Hund, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Schmid hat jedoch beobachtet, wie Kühe unter der Einwirkung von Musik aufhörten zu fressen, zu lauschen begannen und dabei regelrecht mit dem Schweife in der Höhe der Lendengegend wedelten! Pferde gehören zu den sensibelsten Tieren; sie vermögen Furcht, Angst, Wut, Freude, Trauer sowie Zuneigung zum Ausdruck zu bringen; Ungeduld und Unruhe wird durch Scharren oder Stampfen, durch Auf- und Abbewegen dem Pulsen vergleichbar, ausgedrückt, Freude durch Wiehern, Mähen der Nüstern, Hochtragen des Kopfes und federnde Beinbewegungen, und junge Tiere äußern augenscheinlich ihren Kraftüberschuß, indem sie Kopf und Schweif hochtragen. Vorstoßen des Kopfes und Entblößen der Zähne, häufig in Verbindung mit Heben der Vorderbeine wie zum Angriff zeigt an, daß das Pferd wild geworden ist; im Schreck hebt es den Kopf hoch, neigt zum Bäumen, richtet Augen und Ohren nach vorn und erweitert die Nasenlöcher. Zärtlichkeit gegeneinander erweisen sich Pferde durch Beugen der Halsgegend. Ueber besonders große Ausdrucksmöglichkeiten verfügen die Raubtiere, wie dies von Hunden und Katzen je zieztlich bekannt ist. Das Schwinden, das Einstellen der Ohren und Bewegen und Stellen des Schwanzes sind die Hauptbeiswmittel der Raubtiermimik. Katzen richten bei Freude und Wohlbehagen den Schwanz steif auf und krümmen den Rücken. Beim Fressen trägt die Katze den Schwanz möglichst ausgestreckt und bewegt von Zeit zu Zeit die Schwanzspitze leicht nach rechts und links. Hunde tragen den Schwanz beim Fressen meistens reaunglos gesenkt. Liebe und Zuneigung drücken sie durch heftiges Wedeln aus, bei Kummer, Krankheit, aber auch beim Frieren, tragen sie den Schwanz eingezogen, doch so, daß man aus dem Gesamteindrucke die einzelnen Ursachen unterscheiden kann. Hochheben des Schwanzes bei Hunden kann Freude oder ein Zeichen zum Angriff ausdrücken. Schlagen der Flanken ist bei den meisten Raubtieren ein Zeichen der Wut. Wird eine Katze plötzlich erschreckt, wird sie etwa von einem Hunde überrascht, so wird bei gesträubtem Körperhaar der wie eine Flaschenbürste aussehende Schwanz erhoben, nach einiger Zeit jedoch nur noch der Basalteil des Schwanzes aufgerichtet; er erfährt aber eine Knickung nach der Seite hin. In dieser Stellung bleibt er auch bei der häufig erfolgenden Flucht. Das plötzliche Wahrnehmen eines Hundes bewirkt ebenfalls das Aufrichten des Basalteiles des Schwanzes unter gleichzeitigem Sträuben des Haares; das Ende des Schwanzes ist aber gesenkt und die Knickung ist nicht nach der Seite, sondern nach unten hin erfolgt. Alle diese Bewegungen sind physiologisch begründet und stehen im Zusammenhange mit Muskelspannung und Blutzufuhr.

•

— Johann Nepomuk Vogl. (Zu seinem 50. Todestage, 16. November.) Wer hätte nicht in seiner Schulzeit Johann Nepomuk Vogl's stimmungsvolles Gedicht „Das Erkennen" („Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand") mit Vergnügen kennen gelernt, ebenso wie seinen gleichfalls die Mutterliebe verherrlichenden „Friedhofsgesang" („Beim Totengräber pocht es an"). Und wohl alle haben wir einmal gesungen: „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd", auch „Nun ade, du liebes Waldesgrün" und sicherlich: „Gegrüßt du Land der Treue, du deutsches Vaterland". Auch heute noch ist in den meisten größeren Lieder- oder Gedichtsammlungen Vogl vertreten; als er aber vor nunmehr einem halben Jahrhundert, am 16. November 1866, in Wien starb, da beklagten die Wiener in ihm einen ihrer volkstümlichsten Schriftsteller, den sie ganz als den Ihren ansehen durften. War er doch am 7. Februar 1802 in Wien geboren und zeitlebens seiner des Kopfes oder durch Kopfschütteln mit einem eigentümlichen Laut, Vaterstadt treu geblieben! Die schon frühzeitig erkennbare dichterische Veranlagung Johann Nepomuks für das Lied und die erzählende Dichtung bewog nach anfänglichem Sträuben sein Vater, einen wohlhabenden Kaufmann, ihn nicht Kaufmann, sondern — Kanzleibeamten werden zu lassen, wobei er nun freilich Muße genug fand, sich schriftstellerisch zu betätigen. Sehr bald zog der litterarische Kreis, der sich um Seidl und Feuchtersleben gebildet hatte, Vogl als einen der Seinen an sich. Wer Jahrzehnte hindurch war er dann unermüdlich tätig in der Herausgabe von Volkskalendern, Taschenbüchern, Romanzen, Balladen, Volksmärchen, Legenden und Novellen. Freilich ist von dem stattlichen Gesamtwerke Vogls, das über 50 Bände umfaßt, heute vieles in Vergessenheit geraten. So vermag der heutige Leser wohl kaum Geschmack finden an seinen Balladen und Romanzen, in denen er unter dem Einflusse seiner Zeit- und Volksgenossen, z. B. des Freiherrn von Zedlitz oder des Grillparzers der „Ahnfrau" schauerliche Gespensterszenen mit Vorliebe behandelte. Was aber gerade in unserer heutigen Zeit dem österreichischen Dichter neue Freunde werben sollte, das sind seine „Deutschen Lieder", die gleich bei ihrem Erscheinen großen Beifall fanden und für die ihm im Jahre 1845 die Universität Jena zum Ehrendoktor ernannte. Aus diesen Liedern klingt ein echter, warmer Ton; da werden „Deutsche Treue, deutsche Frauen, deutscher Wein und deutscher Sang" verherrlicht in einer kraftvoll-frischen Art, die zuweilen an Hoffmann von Fallersleben erinnert. Auch für ihn, wie für den Dichter des deutschen Nationalliedes hat die Fremde keine bleichenden Reize; auch für ihn ist es am schönsten, „wo deutsche Herzen schlagen", auch für ihn gibt es nur ein großes deutsches Vaterland, das nicht nach Staatengrenzen geht, sondern das in gleicher Weise „an der Donau und am Rheine" blüht. Die zwei mächtigsten Worte, die er kennt, sind „deutsch und frei!"

— Brillen und Kneifer. In einer Betrachtung über diesen Gegenstand, den Fritz Hansen in einem Aufsatz (in Nummer 5) der illustrierten Zeitschrift „Ueber Land und Meer" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) behandelt, wird versucht, das Alter des Brillentragens nachzuweisen. Genau läßt sich das nicht feststellen. Plinius erzählt, daß Nero, der kurzsichtig war, die Gladiatorenkämpfe durch einen geschliffenen Smaragd verfolgte. Ob dies wirklich die erste Brille war, ist zweifelhaft. Fest steht nur, daß im vierzehnten Jahrhundert nach Christus schon der Gebrauch der Brillen allgemein wurde und daß es im siebzehnten Jahrhundert bereits eine ausgebildete Brillenmacherei gab. Wie auf anderen Gebieten, so waren auch in Bezug auf die Herstellung von Brillen die bezahlten Söhne Asiens, die Chinesen, viel früher am Platze als die Völker Europas. Im achtzehnten Jahrhundert trug man eine Brille mit Ketten und Gewichten.